



KATHLEEN KENT

DIE TOTE
MIT DER ROTEN
STRÄHNE

Thriller Suhrkamp

SV

Kathleen Kent

DIE TOTE MIT DER ROTEN STRÄHNE

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Andrea O'Brien

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *The Dime* bei Mulholland Books, an imprint of Little, Brown and Company, a division of Hachette Book Group, Inc.

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch 5170

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

© 2017 by Kathleen Kent

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47170-8

DIE TOTE MIT DER ROTEN STRÄHNE

Für Jim

Eine geduldige Frau kann mit einer Laterne einen Ochsen braten.
Chinesisches Sprichwort

1

Norman Avenue und Jewel Street
Greenpoint, Brooklyn
Montag, 23. Oktober 2000

Ich sitze auf dem Hintern vor der Wohnung, den Kopf an den Türrahmen gelehnt, die Beine angezogen und die Waffe mit beiden Händen gegen mein Brustbein gedrückt, und erstelle einen geistigen Lageplan: drei Stockbetten, vier Leichen auf blutverschmierten Laken, vor dem ersten Bett mein Kollege, drei Kugeln in der Brust, und irgendwo dazwischen ein Irrer mit einem schreienden Säugling und einer Semiautomatik. Bei meinem letzten Versuch, durch die offene Tür hineinzuspähen, hat er auf mich geschossen. Die Kugel hat einen Krater in die gegenüberliegende Wand geschlagen. Beim nächsten Versuch, so hat er gedroht, würde er zuerst das Baby, dann sich selbst erschießen.

Ich bin seit fünf Monaten, einer Woche und neuneinhalb Stunden bei der Polizei.

Eigentlich waren wir nur wegen des schreienden Babys gekommen. Der Hausmeister eines dreistöckigen Mehrfamilienhauses an der Norman Avenue hatte den Notruf gewählt, weil im obersten Stock vier Schüsse gefallen seien. Ich und mein älterer und erfahrenerer Kollege Ted O'Hanlon waren nur ein paar Minuten weit entfernt. Im engen Treppenhaus standen bereits mehrere Nachbarn, überwiegend mollige Frauen mit kleinen Kindern, die eher neugierig als ängstlich

zusahen. Nachdem Ted alle in ihre Wohnungen gescheucht hatte, wagten wir uns vorsichtig, die Hand an der Dienstwaffe, zum dritten Stock vor.

Schon auf dem Treppenabsatz hörten wir das Baby schreien. Gesund, kräftig und so aufgebracht. Garantiert von niemandem auf dem Arm gehalten. Der Hausmeister hatte uns wissen lassen, dass die Wohnung gegenüber leer stand, also würde uns kein Nachbar versehentlich ins Fadenkreuz stolpern.

Als wir uns der Wohnung näherten, sahen wir die angelehnte Tür. Ted und ich zogen die Waffen, er rief: »NYPD! Hallo? Alles klar dadrin?«

Ted trat vorsichtig einen Schritt vor und schob die Tür mit der linken Hand auf.

»Heiliger!«, sagte er.

Ich stand zwar hinter ihm, überragte ihn allerdings um einige Zentimeter – mit meinen eins achtzig war ich größer als die meisten Männer in meinem Kollegenkreis –, daher hatte ich einen freien Blick auf die Gemengelage. In dem blitzsauberen, fast sterilen Wohnbereich befanden sich an drei Wänden Stockbetten, darüber stand in orangefarbener Sprühfarbe der Schriftzug *Himmelfahrt*. Dasselbe Wort prangte auch in riesigen Buchstaben auf dem grau verfärbten Linoleumboden. Auf den Bettpfosten erkannte ich lauter Strichmännchen mit Flügeln, sie sahen aus wie mit Kinderhand gemalt. Aus dem Küchenfenster schien blassgelb die Sonne herein und tauchte die Szene in nebelhaftes, weiches Licht. Alles war still, nichts rührte sich – nur das Baby schrie.

Auf den ersten beiden Stockbetten lagen vier Personen, zwei junge Frauen und zwei junge Männer, alle trugen die

gleichen blauen Trainingsanzüge, ihre Hände waren über der Brust gefaltet. Allen hatte man in den Kopf geschossen. Eine größere Person lag unter einer besudelten Decke auf der unteren Matratze des dritten Stockbetts. Neben dem überdimensionierten Körper lag ein Baby, rotgesichtig und heulend.

Mein Kollege gab mir zu verstehen, dass ich im Flur bleiben und von der Zentrale Verstärkung und Krankenwagen anfordern solle. Dann wandte sich Ted, ein Mann, der einst während eines Schneesturms im Januar in die eisigen Fluten des Newton Creek gesprungen war, um einen Hund vor dem Ertrinken zu retten, dem Baby zu.

In jenem Augenblick fiel mir wieder ein, dass der Hausmeister von vier Schüssen gesprochen hatte, nicht fünf. Gerade als ich Ted warnen wollte, sprang die Gestalt unter der Decke hervor und feuerte drei Schüsse auf Ted ab, die ihn voll in den Oberkörper trafen.

Instinktiv warf ich mich hin und kroch in den Flur zurück, wo ich zunächst außer Schussweite war. Angespannt wartete ich darauf, dass der Schütze mich verfolgen würde, doch stattdessen marschierte er wie aufgezogen im Zimmer auf und ab und redete sich in Rage, allerlei religiöses Wahngefasel, wie man es von Televangelisten kennt: »*Bara una peresch peka, beresch ontaba una ...*«, dazwischen gab er ein tonloses, aufgeregtes Summen von sich.

Nach nur ein paar Monaten auf Streife, in denen ich Strafzettel verteilt und Kindern nachgestellt hatte, die vom Obststand Orangen stibitzt hatten, traf mich diese Situation völlig unvorbereitet. Verstärkung war zwar auf dem Weg, aber viel zu langsam.

Benny, denke ich jetzt. Was soll ich tun?

Mein Onkel, hochdekoriertes Cop bei der Mordkommission und Vaterfigur, der so gut wie alles gesehen hat, was es auf Brooklyns Straßen zu sehen gab, hat meines Wissens nie von Sektenheinis geredet, die mit einer Semi und einem Baby bewaffnet waren.

Aber wie aus heiterem Himmel höre ich Bennys Stimme im Kopf: *Betty, für die Irren hat ihr Wahnsinn Methode. Du musst ihnen dazwischenfunken. Das Muster durchbrechen.*

Seine klugen Erkenntnisse, durch den Nebel der Angst in mein Bewusstsein gestiegen.

Der Typ hat einen Chorgesang angestimmt. »Bereit für die Himmelfahrt, bereit ...« Seine Stimme steigert sich zur Hysterie. »Der Engel ist bereit für die Himmelfahrt ...«

Ich lasse den Blick durchs Zimmer streifen, auf der Suche nach Hinweisen. Die Malereien, der Schriftzug *Himmelfahrt* an den Wänden, die Kleidung der Opfer. Sie tragen Trainingsanzüge, der Schütze ein Trikot der Mets.

»Scheiß auf die Yankees!«, brülle ich aus Leibeskräften.

Das Quietschen seiner Schritte am Boden verstummt.

»Genau!«, schreie ich. »Du hast mich gehört. Scheiß auf die Yankees!«

Ich spüre, dass er verstanden hat, trotz des schrillen Babygeschreis, und er will mehr wissen.

»Dieser Typ Clemens«, rufe ich. »Ist es nicht unglaublich, was der angestellt hat? Mit dem Schläger auf Mike loszugehen? Hast du das Spiel vor drei Monaten gesehen, als er Mike einfach eins übergeben hat?«

Ich versetze jedes Wort mit so viel Empörung und Wut, wie ich aufbringen kann, und hoffe, dass Gott oder welche Macht auch immer über die Serie der Baseballspiele wacht, die ge-

rade das ganze Land in Atem halten, dafür sorgt, dass meine Tiraden diesen Irren von seinem Tun abhalten. Polizeisirenen nähern sich der Norman Avenue. In ein paar Minuten sind die Kollegen hier. Ein paar Minuten zu spät.

»Das hätte er nicht tun dürfen«, sagt der Typ betrübt, wie jemand, der gerade sein Haustier verloren hat.

»Sag ich doch! Hey, hast du dir gestern das ganze Spiel angesehen?«

Es klingt, als würde er das Baby wiegen, er flüstert ihm sanft zu, um es zu beruhigen, als hätte er nicht Minuten zuvor gedroht, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen. »Japp«, sagt er. »Die sollten was tun gegen diesen Typen Clemens.«

»Was hast du gesagt?«, brülle ich. »Ich kann dich nicht hören bei diesem Geschrei.«

Ich schiebe mich am Türrahmen hoch, atme tief ein und aus, um das Zittern wieder in den Griff zu bekommen. Die Sirenen sind lauter geworden, ich habe Angst, dass sie die bevorstehende Gewaltexplosion nur noch beschleunigen könnten.

»Die sollten was tun gegen Clemens! Er ist gefährlich!«, brüllt der Mann.

»Ein Schläger ist das!«, schreie ich zurück. Und leiser: »Blöd, dass die Mets das Spiel verloren haben. Die Mets sind solche Loser.«

»Was?«, ruft der Irre. »Was hast du gesagt?«

»Hey«, erwidere ich, die Wange fest an den Türrahmen gedrückt. »Ich würde echt gern mit dir über das Spiel quatschen, aber ehrlich? Ich kann kein Wort verstehen, solange das Baby schreit. Könntest du's nicht einfach irgendwo hinlegen, nur kurz, damit wir uns unterhalten können?«

Der Typ hat wieder sein gefährliches Summen angestimmt, und es klingt, als wären unten an der Haustür die ersten Polizisten und Sanitäter eingetroffen.

»Komm schon«, bettele ich, »nur ein paar Minuten. Herrje, ich hab schon Kopfweh von dem ganzen Geschrei. Hast du schon mal einen von den Mets getroffen?«

Erst nach einer langen Pause kommt die Antwort. »Ich hab Piazza mal die Hand geschüttelt.«

»Echt jetzt?«, sage ich und schließe die Augen. »Du hast Mikes Hand berührt?«

Die Stimmen kommen näher. Meine Hände sind so schweißnass, ich habe Angst, dass mir gleich die Waffe wegrutscht.

»Okay«, sagt der Typ. Seine Stimme klingt flach, sämtlicher Enthusiasmus für Baseball ist verschwunden. »Ich lege das Baby ab. Sie ist müde. Ich muss erst dafür sorgen, dass sie schläft.«

Ich riskiere einen Blick ins Zimmer. Er beugt sich über das strampelnde Kind, das er auf den nackten Boden gelegt hat. Mit der Waffe zielt er auf das kleine Wesen.

»Und dann können wir uns über die Mets ...«

Ich schieße sechsmal, eng verteilte Schüsse in den Körper. Er stürzt schwer gegen das Stockbett neben ihm, geht zu Boden und bleibt mit breit gespreizten Beinen sitzen. Nach ein paar Zuckungen sackt er vornüber zusammen.

Ich sinke ihm gegenüber zu Boden, meine Beine zu schwach, um mein Gewicht zu tragen, und sehe zu, wie sich das Mets-Trikot des Mannes vom Blut aus seiner Brust dunkel verfärbt. Ich habe Angst, Ted anzusehen, will nicht wissen, ob er noch atmet oder nicht. Nicht mal das schreiende Baby kann

ich hochheben, denn meine Arme sind wie Gummi, ich würde das kleine Wesen fallen lassen.

Auf dem Flur drängen sich jetzt Polizisten mit gezogener Waffe, sie stürzen fluchend in die Wohnung, können das grausame Schauspiel nicht fassen, das sich ihnen dort bietet.

Ein junger Cop mit Akne am Hals murmelt: »Heilige Scheiße, Rhyzyk, was hast du angerichtet?«

Dann wuseln über mir die Sanitäter herum, sie heben mich hoch und tragen mich über den Flur. Ted legen sie auf eine Trage – wie durch ein Wunder ist er noch am Leben – und verfrachten ihn in den wartenden Krankenwagen. Jemand kümmert sich um das Baby, das glücklicherweise aufgehört hat zu schreien.

Ein ranghöherer Kollege befragt mich noch am Tatort, er tratscht meine Mets-Yankees-Geschichte brühwarm seinen Kollegen im Flur weiter. Die Cops auf der Straße wissen schon Bescheid, bevor sie mich aus dem Gebäude tragen.

Im zweiten Krankenwagen werde ich erneut von den Sanitätern untersucht. Ein Kreis von ungläubigen, neidischen Polizisten redet auf mich ein, sie haben die ganze Aufregung verpasst.

Die Sanis versichern mir, dass die Ärzte alles versuchen werden, um Teds Leben zu retten. Auf dem Weg zum Krankenhaus hat er das Bewusstsein wiedererlangt und nach seiner Frau gefragt, erzählen sie mir.

Sergeant Stanek macht seine Aufwartung und begutachtet mich auf so besorgte Weise, dass es mir peinlich ist.

»Soso«, sagt er mit erhobenem Zeigefinger. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass du den Namen der Yankees missbraucht hast. Dafür sollte ich dich suspendieren, ohne Gehalt.«

Er bietet an, mich in das Krankenhaus zu fahren, in dem Ted behandelt wird. Ich nehme dankbar an.

Jemand gibt mir ein Handy, und ich rufe meinen Onkel Benny auf der Arbeit an.

»Die arme Sau«, sagt er über den Schützen, nachdem ich ihm alles haarklein berichtet habe. »Ist in seinem eigenen Sumpf versackt.« Dann schweigt er und lauscht meinem Atem. »Geht's wieder?«, fragt er schließlich.

»Ja«, versichere ich ihm, weiß aber nicht, ob das stimmt.

»Das ist das Problem mit Sekten«, sagt Benny. »Die Anhänger graben sich nicht nur ihre eigene Grube, sie legen sich auch rein, bedecken sich mit Erde und jammern dann rum, dass die Welt auf einmal so dunkel geworden ist.«

Im Büro versucht jemand, Bennys Aufmerksamkeit zu erhaschen.

»Ich muss Schluss machen«, sagt er. »Du brauchst eine gute Mahlzeit, ein heißes Bad und ein paar Jamesons, verstanden?«

Ich lächle. Er hat recht.

»Und jetzt sag mir die Wahrheit: Gibt es außer Brooklyn einen anderen Ort auf der Welt, an dem du lieber wärst?«

Ich verneine. Es gibt keinen Ort, an dem ich lieber wäre. »Vor allem jetzt, wo die Yankees auf dem Siegeszug sind«, sage ich. »Clemens ist vielleicht ein Schläger, aber er ist unser Schläger.«

Benny lacht. »Und Betty!«, sagt er, »du kannst mich jederzeit anrufen. Ich bin für dich da.«

2

Fuel City Waschanlage und Taco-Stand

Dallas, Texas

Mittwoch, 17. August 2011

Ich bin überzeugt, dass der Mexikaner an der Frühstückstheke mich mit seinen Bemerkungen über die Fuel City verarschen will. Ich erkläre ihm, dass ich erst vor achtundvierzig Stunden im Lone Star State angekommen sei, woraufhin er mir klarmacht, dass sich das echte Dallas weiter südlich befindet, *la verdadera ciudad*, das Dallas der Trucker, mexikanischen Arbeiter, Ex-Knackis und Cops, die dicht an dicht mit weißen privilegierten Gringas in teuren SUVs die Stadt bevölkern. Ich solle das Rathaus, die Kautionsagenten und die Highway-Baustellen hinter mir lassen und bis zum Riverfront Boulevard weiterfahren. In der Fuel City nämlich schlage das wahre Herz der Stadt.

Es ist erst elf Uhr, als ich zu meinem Wagen zurücklaufe, aber die Hitze hockt jetzt schon auf meinem Kopf wie ein fettes, mit Spiegelschuppen bedecktes Monster, das mir mit feuchtheißer Zunge in die Ohren und den Nacken hinunterfährt. Während ich in meiner Hosentasche nach dem Autoschlüssel krame, frage ich mich, wie ich auf die glorreiche Idee gekommen bin, mir einen kochend heißen Kaffee im Becher mitzunehmen.

Auf der Fahrt über die Mautstraße Richtung Stemmons Freeway muss ich an vergangene Sommertage mit meiner Familie an der Küste von New Jersey denken, Bradley Beach oder Ocean Grove, wo das Wasser einen fast in Schockstarre ver-

setzte, wenn es uns eiskalt gegen die sonnenverbrannte Haut klatschte und meinen Bruder und mich vor lauter Verzückung zum Kreischen brachte. Stundenlang schwammen wir im Ozean, getragen vom trüben Wasser, unser wirres rotes Haar wallte um uns herum wie rostfarbener Seetang im Wogen und Schwellen des Meeres. Mittags verdrückten wir die von unserer Mutter geschmierten Sandwiches – Strandpicknicks waren die einzigen Mittagsmahlzeiten, die nicht aus fünf Dollar und einem Begleitzettel bestanden –, dann ging es ratzfatz zurück in die Wellen, bis meine Mutter rief, dass wir uns den Tod holen würden, wenn wir nicht bald rauskämen.

Jackie und ich haben erst gestern unser neues Domizil bezogen, ein Zweizimmerapartment im Erdgeschoss mit einem überdachten Zugang, der an beiden Enden mit einem abschließbaren Tor gesichert ist. Am Nachmittag bewegte sich das Thermostat auf die fünfundvierzig Grad Celsius zu, und einer unserer Umzugshelfer, ein Feuerwehrmann außer Dienst, der es gewohnt war, bei ganz anderen Temperaturen im Kevlar-Schutzanzug zu arbeiten, war direkt vor unserer Haustür zusammengebrochen. Gegen vier Uhr morgens gab unsere Klimaanlage den Geist auf, den Rest der Nacht schmorten Jackie und ich im eigenen Saft, trotz der Ventilatoren, die wir zu beiden Seiten des Bettes aufgestellt hatten.

Der Hausverwalter – aus New Orleans zugezogen – behauptete, Texas sei der einzige Ort im gesamten Universum, Louisiana eingeschlossen, wo die Temperaturen nach Sonnenuntergang ansteigen.

»Speichert die Hitze wie eine riesige Herdplatte«, hatte der Mann uns erklärt.

Jackie, stets im Friede-Freude-Eierkuchenmodus, hatte die passende Antwort parat. »Besser als Schnee schaufeln.«

Der Blick des Hausverwalters wanderte von ihr zu mir. Er lächelte wissend. »Die ist nicht dumm«, sagte er zu mir, bevor er sich lachend davonmachte.

Auf dem Weg zur Fuel City habe ich die gläsernen, glitzernden Wolkenkratzer von Downtown im Blick, die Sonne überragt so eben das höchste Gebäude. Am Turmkorb des Reunion Tower, ein riesiges Ohrenstäbchen auf Steroiden, explodieren ihre Strahlen wie eine Supernova. Instinktiv verlangsame ich am Dealey Plaza das Tempo und frage mich, wie es wohl sein muss, hier aufzuwachsen, wo jeder Besucher beim Anblick des ehemaligen Texas School Book Depository dieselbe Frage stellt: »Wie lebt es sich denn so in der Stadt, die JFK auf dem Gewissen hat?«

Immer wieder kreisen meine Gedanken um Benny, einst unverwüstlich und kompetent, der seine letzten Tage in einem Hospiz verbringt. Benny ist der Mann, für den das Wort »bullig« erfunden wurde. Der jüngste Bruder meines Vaters, ein Cop, der sein Leben lang im neunundvierzigsten Revier gearbeitet und sich dabei nicht mal einen Fingernagel eingerissen hat, ist vom Lungenkrebs gezeichnet. Der letzte Überlebende meiner engeren Familie.

Eigentlich hatte ich ihn schon längst besuchen wollen, bevor das letzte Stadium seiner Krankheit ihm das Bewusstsein trübte, aber der Umzug aus Brooklyn – der Verkauf des alten Hauses in Greenpoint, der ganze Papierkram, den ich vor Antritt meines neuen Jobs bei der Dallas Police beackern musste – hatte sich länger hingezogen als geplant, und als ich endlich im Krankenhaus in Florida aufschlug, hatte Benny bereits den Faden verloren und war in den Medikamentennebel abgetaucht.